

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Wir wissen heute alles darüber, wie die Menschen in Afrika sterben, aber nichts darüber, wie sie leben. Das ändert sich mit diesem Buch. Alex Perry reiste als Auslandskorrespondent vom »Time Magazine« über sieben Jahre durch den großen Kontinent und erlebte ein Afrika, das sich in einer Phase geradezu wütender Selbstbehauptung befindet. Er traf Unternehmer und Warlords, Professoren und Drogenschmuggler, Präsidenten und Dschihadisten und ermöglicht uns so einen ebenso eindringlichen wie facettenreichen Blick auf das moderne Gesicht Afrikas. Um sich endlich befreien zu können, muss Afrika – so Perry – den Islamisten, Diktatoren und Entwicklungshelfern die Stirn bieten.

Eine literarische, hervorragend recherchierte und ganz und gar verblüffende Geschichte des neuen Afrika.

Alex Perry ist ein vielfach ausgezeichnete Auslandskorrespondent. Über ein Jahrzehnt berichtete er als Büroleiter des »Time Magazine« aus Afrika, inzwischen schreibt er für »Newsweek« und ist Mitglied im Kuratorium der Alfred Herrhausen Gesellschaft. Geboren in den USA und aufgewachsen in England, arbeitete er über fünfzehn Jahre in Asien und Afrika, berichtete aus mehr als hundert Ländern und von mehr als dreißig Kriegen. In Simbabwe kam er für mehrere Tage ins Gefängnis; seine Recherchen über die von den Boko Haram durchgeführten Entführungen wurden vom Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag als Beweismittel herangezogen.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

ALEX PERRY

Reise in die Zukunft **IN**
AFRIKA

Aus dem Englischen
von Michael Bischoff

FISCHER Taschenbuch



2. Auflage: März 2019

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Juli 2018

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»The Rift. A New Africa Breaks Free«
im Verlag Weidenfeld & Nicolson, London
© Alex Perry 2015

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2016 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-03026-2

INHALT

Vorbemerkung 9

ERSTER TEIL Ein falsches Verständnis von Afrika 15

EINS Somalia 17

ZWEI Genesis 51

ZWEITER TEIL Der Grabenbruch 99

DREI Südsudan 101

VIER Uganda und die Zentralafrikanische
Republik 149

FÜNF Ruanda und Kongo 175

SECHS Simbabwe 223

SIEBEN Südafrika 257

ACHT Made in Africa 285

NEUN Guinea-Bissau und Mali 297

ZEHN Nigeria 325

ELF Kenia, Somalia und Uganda 367

DRITTER TEIL Das neue Afrika 427

ZWÖLF Äthiopien, Nigeria und Kenia 429

DREIZEHN China in Afrika 471

VIERZEHN Das neue Afrika 491

Nachwort zur Taschenbuchausgabe 529

Zur weiteren Lektüre 539

Dank 543

Register 546

EINS

SOMALIA



Die Natur bringt Dürren hervor, aber nur der Mensch produziert Hungersnöte, und im Juli 2011 ließ eine kleine Gruppe von Frauen und Männern es zu, dass die seit 60 Jahren schlimmste Dürre in Südsomalia nahezu drei Millionen Menschen einer Hungersnot aussetzte.

Ihren Höhepunkt erreichte die Katastrophe in der Hauptstadt Mogadischu. Nach zwei Jahrzehnten Bürgerkrieg lag die Stadt bereits in Trümmern und beherbergte Zehntausende von Flüchtlingen. Als innerhalb weniger Wochen mehrere Millionen Menschen aus den ländlichen Regionen flohen, wurde Mogadischu von Hunderttausenden weiteren Flüchtlingen überschwemmt. Im Juli waren bereits mindestens eine halbe Million Menschen dort eingetroffen. Jeden Tag starben mehrere hundert der Neuankömmlinge an Hunger. Schon bald konkurrierten Lebende und Tote um den verbliebenen Platz. Auf alten Friedhöfen, auf denen nun wieder frische Gräber zu finden waren, zogen Familien ein. Mütter, die zu den Gräbern ihrer erst am Tag zuvor beerdigten Kinder zurückkehrten, mussten feststellen, dass dort über Nacht ein Flüchtlingslager entstanden war. Auf dem Höhepunkt der Not hungerten 2,8 Millionen Menschen, zwei Drittel der Bevölkerung Südsomalias. Neun Monate später war nahezu ein Zehntel von ihnen gestorben, meist Säuglinge, Kinder und Alte, die der Hunger als Erste dahinrafft.

Gemeinsam mit Dominic Nahr, einem 28 Jahre alten Schweizer Fotografen, mit dem ich oft zusammenarbeite, flog ich von Nairobi nach Mogadischu. Die Maschine folgte der Küste am nordöstlichen Rand des Kontinents, die Strände hatten im Morgenlicht die Farbe von Butter, das Meer war leer bis auf die Kiel-

wasserspur eines Piratenbootes hier oder dort. Nach der Landung nahe dem Meer erwartete uns Bashir am Fuß der Gangway und leitete uns in einer einzigen raschen Bewegung durch die Kontrolle der Einwanderungsbehörde und des Zolls, das Flughafengebäude und hinein in einen seiner Pick-ups. Schon wenige Minuten später näherten wir uns dem Banadir Hospital, einem der wenigen noch funktionsfähigen Krankenhäuser der Stadt. Am Haupteingang wurden wir von einem erschöpft wirkenden Krankenpfleger in einem schmutzigen weißen Kittel angehalten, der sich sehr bemühte, uns den Zutritt zu verwehren, schließlich aber aufgab. Wir folgten ihm durch eine Tür in einen riesigen Krankensaal. Der Raum, ursprünglich nur ein Flur, war erfüllt von dem warmen, nach feuchtem Heu riechenden Gestank der Ruhr. Fünfzig Betten standen dort sauber aufgereiht. Daneben Menschen. Zunächst waren wir, abgelenkt von den Fliegen, verwundert über das erstaunlich gesunde Aussehen der Leute, bis uns klar wurde, dass wir nah an die Betten herantreten mussten, um die Kranken zu sehen. Die meisten waren so abgemagert und zusammengeschrumpft, dass ein neben dem Bett stehender Verwandter oder auch nur eine Falte in den Bettlaken sie vollständig verdecken konnten.

Khalima Adan war 38 Jahre alt. Sie trug eine braune *Abaya* und darunter ein Seidenkleid – Weiß, Schwarz und Grau, mit fuchsienfarbenen Flecken –, das ihr früher einmal gepasst haben mochte, nun aber wie ein Betttuch an ihr herabhing. Sie beugte sich über ihren siebenjährigen Sohn Umar und fächelte ihm mit einem Stück Karton Luft zu. »Wir kommen aus Kutubaray«, sagte sie (einer Stadt 240 Kilometer südwestlich von Mogadischu). »Da gab es nichts zu essen. Der Fußmarsch hat zehn Tage gedauert, vor zwölf Tagen sind wir angekommen. Ich habe sechs Kinder. Ich hatte neun, aber drei sind gestorben: ein zweijähriges und ein dreijähriges unterwegs und mein neunjähriger Junge an Masern nach unserer Ankunft.«

Ich fragte sie, ob ihr Mann sich um die übrigen fünf Kinder kümmere. Sie schüttelte den Kopf. »Sein Bauch ist unterwegs angeschwollen«, erwiderte sie. »Er konnte nicht mehr sprechen. Dann konnte er nicht mehr laufen. Wir mussten ihn zurücklassen.«

Später in den Lagern sollte ich Berichte über einen biblischen Exodus aus dem Süden hören, über Schlangen Zehntausender von Menschen, die massenhaft ihre Heimat verließen. Die meisten hatten nur ein paar Flaschen Wasser und Blätter zum Essen bei sich. Wer zu schwach war, um weiterzulaufen, blieb liegen, wo er zu Boden gesunken war, und wurde schon bald von Geiern und Hyänen gefressen. Ein fünfzigjähriger Mann, der zwei Wochen gelaufen war, berichtete mir von sieben Leuten, die sich gleich neben der Straße »einfach hinsetzten und starben«. Ein sechzigjähriger Bauer erzählte, er sei Hunderte von Kilometern gelaufen und habe dabei seine sterbenden Kinder abwechselnd auf den Schultern getragen. »Wenn ich merkte, dass sie tot waren, nahm ich sie herunter und begrub sie gleich dort am Weg.« Zwei Jungen und drei Mädchen hatte er so verloren.

Mogadischu brachte Khalima neue Sorgen. All ihre noch lebenden Verwandten durchstreiften die Stadt auf der Suche nach einem Begräbnisplatz für Umar, sagte sie, aber die Chancen standen sehr schlecht. Ein Arzt, der gerade hereinschaute, meinte, es gebe kein Stück freien Boden mehr. »Die Flüchtlinge haben sich sogar auf dem Krankenhausfriedhof niedergelassen«, sagte er. »Wir mussten alle Tore schließen, um sie daran zu hindern, das Krankenhaus zu besetzen. Jetzt klettern sie über die Mauern.«

Die neuen Beschränkungen hatten zur Folge, dass Khalima ihre fünf Kinder vor dem Tor zurücklassen musste. Einen Augenblick lang standen wir schweigend da, in der Hitze schwitzend und wankend. Der Arzt befürchtete, von den Hungernden und Obdachlosen überrannt zu werden. Khalima hatte Angst, ihre Kinder in der fremden Stadt allein zu lassen, in der Krieg und Hunger

herrschten. Ich fragte mich, welche Zukunft Mogadischu wohl hatte. Wie konnte eine über Gebeinen errichtete Stadt jemals von ihrer Vergangenheit genesen? Unbeholfen fragte ich Khalima, wie sie sich fühle. Sie antwortete nicht, und da ich glaubte, sie hätte mich nicht gehört, begann ich meine Frage zu wiederholen. Aber sie unterbrach mich.

»Ich fühle keine Trauer«, sagte sie. Einen Augenblick lang war sie ganz ruhig. »So viele Menschen sterben. Ich weiß nicht, wo wir alle leben sollen. Ich versuche gerade, eine Grabstelle zu finden.«

Umar starb, während Khalima noch sprach. Er hatte sich eine Zeitlang nicht mehr bewegt, und als Khalima mit unseren Fragen kämpfte, sah eine Krankenschwester nach dem Jungen und wandte sich dann an einen Pfleger. Khalima verstummte. Der Pfleger griff nach einem gelb- und orangefarben gestreiften Betttuch am Fußende des Betts und zog es über Umars Leichnam. Ich blickte Khalima an, und es stimmte: Sie zeigte keine Trauer.

Der Pfleger nahm Umars Körper auf. Khalima, Dominic und ich folgten den beiden die Treppe hinunter und hinaus auf das Krankenhausgelände. In einer Ecke befand sich ein kleiner, weiß getünchter Bau, die Mauern übersät von Granatsplittereinschlägen, die Fenster vom Gewehrfeuer zu leeren Höhlen gemeißelt. Darinnen eine große Marmorplatte und zwei Plastikeimer mit Wasser. Der Pfleger legte Umar vorsichtig auf die Steinplatte; dann begann er, ihn gemeinsam mit einem anderen Mann zu waschen. Systematisch hoben sie das Laken an einer Stelle, befeuchteten den Körper, rieben ihn ab und bedeckten ihn wieder. Die Wäsche war gründlich. Wenn das Laken irgendwo knitterte, zogen sie es mit einer sanften Bewegung wieder glatt. Mit der Zeit wurde das dünne Tuch nass und transparent, so dass die Umrisse des Jungen darunter sichtbar wurden: zwei knochendürre Füße am Ende zweier Vogelbeinchen, eine Taille so dick wie mein Unterarm, ein Torso von der Größe meiner Handfläche, Arme, so dünn wie zwei mei-

ner Finger, und all das unterhalb eines kugelrunden Kopfs, ähnlich den Beinen eines Schemels. Wie war es möglich, dass es *dafür* in dieser Stadt keinen Platz gab?

Ich floh nach draußen, um etwas Luft zu schnappen. In der Ferne hörte ich Gewehrfeuer. Bashirs Männer hatten einen Kreis um die kleine Totenhalle gebildet. Von jenseits der Krankenhausmauer hörte ich Kinder Verse aus dem Koran rezitieren – eine Flüchtlingschule, nahm ich an.

Ich hörte noch ein anderes Geräusch, ein monotones Brummen von oben. Ich schaute hinauf und legte die Hand über meine Augen, um sie vor dem grellen Licht zu schützen. Einer von Bashirs Leuten sah mich und kam zu mir herüber. Er schulterte sein Gewehr, legte den Arm um meine Schulter und zeigte in einer Wolkenlücke am Himmel auf einen winzigen schwarzen Punkt, der sich langsam bewegte.

»Kampfdrohne«, sagte er.

Dominic und ich verbrachten den größten Teil des Tages auf den Stationen des Krankenhauses und kehrten später noch zweimal dorthin zurück. Ich sprach mit Vätern, Müttern, Krankenschwestern, Ärzten, Managern, Pflegern, Totengräbern und Soldaten. Noch niemand hatte so viele Menschen sterben sehen, nicht einmal auf dem Höhepunkt des Kriegs. Ein türkischer Arzt beantwortete höflich meine Fragen, aber als ich ihn auf das scheinbar vollständige Fehlen jeglicher westlichen Hilfe ansprach, explodierte er und berichtete mir voller Zorn, dass die UN Tausende Tonnen Lebensmittel in riesigen Lagerhäusern am Hafen horteten, aber aus Gründen, die niemand verstand, nichts davon herausgab.

Wir verbrachten Stunden auf der winzigen Kinderstation im Erdgeschoss, in der wir Khalima begegnet waren. Die sieben Betten, die es dort gab, schienen mir allzu wenige zu sein, bis eines Tages alle Kinder dort gleichzeitig zu sterben begannen: erst ein Junge in einem Bett links von uns, dann eine Minute später ein

weiterer Junge rechts von uns, dann wenige Minuten später ein älterer Junge bei der Tür. Uns wurde klar, dass der Raum ausreichte. Es dauerte nie lange, bis ein Bett frei wurde.

Um dieses Sterben zu sehen, waren wir hierhergekommen. Aber wie sollten wir uns verhalten, umgeben von so viel Tod? Ich konnte mich nicht des Gedankens erwehren, dass wir hier den letzten Atemzug der um uns herum sterbenden Kinder in uns einsaugten. Welch einen absonderlichen Anblick mochten wir ihnen bieten – zwei Weiße mit Notizbuch und Kameras? Abends würde Dominic immer wieder eine Serie von Aufnahmen durchgehen, die er von einem sterbenden Jungen gemacht hatte, und nach dem entscheidenden Augenblick suchen. Hatte er die Mutter des Jungen gestört? Oder hatte ich es getan?

Wir brauchten eigentlich nicht mehr dorthin zurückzugehen. Ich hatte Unmassen an Aussagen und Dominic Hunderte von Bildern. Ich dachte jedoch, wenn wir es trotzdem täten, könnten wir vielleicht in uns selbst das Gefühl festigen, wie es war, dort zu sein. Ich wollte, dass die Schrammen blieben, dass sie mich an eine Frage erinnerten, die ich im Blick auf das Sterben und den Tod stellen konnte. Wenn Hungersnöte von Menschen gemacht sind, wie alle Experten behaupten, wer hatte dann die in Somalia verursacht?

Wie alle Ausländer, die nach Afrika reisen, kam auch ich mit einigen vorgefertigten Vorstellungen über diesen Kontinent. Dort gebe es Hungersnöte und Diktatoren und Korruption, dachte ich. Aber im Rückblick wird mir klar, dass mich am meisten der Krieg interessierte.

Für viele Journalisten meiner Generation verwandelten ein paar Minuten am Morgen des 11. September 2001 ein distanziertes Interesse an Krieg in eine berufliche Vollzeitbeschäftigung. Dennoch war es meine Entscheidung. Und meine Gründe, in den Krieg zu ziehen, waren nicht besser als die meisten: ein jugendliches Ver-

langen nach extremen Erfahrungen; später dann fand ich Gefallen an der Klarheit des Kampfes; daran, dass er, solange er währt, für Klarheit im Kopf sorgt. Wie zahllose Reporter, die über Konflikte berichten, fiel ich auf einen unausrottbaren Zirkelschluss herein: dass Krieg stets bedeutsam und wichtig sei und dass man darüber berichten müsse – weil er eben Krieg ist und Menschen sterben. Nach dieser Maxime ist nahezu jeder Krieg recht, und am zweiten Weihnachtsfeiertag 2006, drei Wochen nach meiner Ankunft in Afrika, rückten äthiopische Truppen in Somalia ein. Eine Woche später war ich in Mogadischu.

Äthiopien hatte eingegriffen, um eine neugebildete islamistische Regierung, die Union Islamischer Gerichte, zu stürzen. Die Islamischen Gerichte, die ihre Macht auf ihre Miliz, al-Shabaab («Jugend»), stützte, war als fromme und gewaltbereite Alternative zur verheerenden Anarchie der Warlords in Mogadischu entstanden. Der Versuch herauszufinden, was bei der äthiopischen Invasion vor sich ging, sollte mich häufiger nach Somalia führen als in jedes andere Land Afrikas.

Aber schon beim ersten Mal ließ Mogadischu alle meine anderen Kriege als bloße Vorbereitung erscheinen. Nach 16 Jahren der Kämpfe zwischen diversen Clans war jede Fassade von Tausenden Kugeln durchsiebt. Reihenweise hatten stuckverzierte Villen ihre Eingeweide auf die Straße gespült. Die Asche von tausend Bränden und einer Million Ruinen überzog die Stadt mit einem Leichentuch aus grauem Staub. Die Straßen lagen unter zwei Jahrzehnten verfestigten Schutts, der vom Wind zu rollenden Wellen geformt worden war. Wenn man durch die Stadt fuhr, ging es auf und ab wie in einem kleinen Boot auf einem großen See.

Die Zerstörung war so umfassend, dass jegliches Leben ganz und gar nicht dazupassen schien. In diesem eintönigen tropischen Dresden wirkten schon die Farben wie ein Schock – die verwilderten rosa Bougainvilleen, das türkisfarbene Meer, ein rotes Halstuch, halb unter Schutt begraben. Auch das Leben selbst hatte

seltene Formen angenommen. In den Hungerjahren hatten im Stadtzentrum 250 000 Flüchtlinge in kleinen eiförmigen Hütten Schutz gesucht, die sie aus Reisig und Plastik, mit Schnüren zusammengebunden, notdürftig errichteten. Im Skelett des am Meer gelegenen Uruba Hotels aßen äthiopische Soldaten *Téf*, in schäbigen grünen Zelten, die sich unter beschädigten Betondecken zusammendrängten. Eine Autostunde westlich der Stadt stieß ich an einem Fluss einmal auf einen Palast, der einem vor langer Zeit schon abgereisten arabischen Prinzen gehörte. In einem von Mauern umgebenen Garten mit Dattelpalmen und Mangobäumen kümmerte sich das Personal des Prinzen immer noch um einen einsamen, zahmen, älteren Strauß.

Ihren Höhepunkt erreichte die Zerstörung im Zentrum der Stadt. Nur ein wenig vom Meer entfernt kündigte ein heruntergekommener und beschädigter romanischer Bogen einem leeren Hafen in lateinischer Sprache die Stadt an. Jenseits davon lag der zentrale Platz Mogadischus, nun mit großen Brocken zerborstener Wände und Halden grauen Schutts bedeckt. Auf einer Seite rahmten wankende Zwillingstürme die Vorderfront einer im italienischen Stil gehaltenen Kathedrale ein, deren Mittelstück, eine riesige Rosette, irgendwie unversehrt geblieben war. Aber wenn man durch die großen hölzernen Tore ins Innere trat, erwies sich diese Pracht als bloße Fassade. Von dem Kirchenschiff dahinter stand nur noch das Strebewerk, das wie das monströse, graue Gerippe eines Brustkorbs wirkte.

Mit der Zeit begann ich, den langen, langsamen Weg nach Mogadischu hinein wie einen Sturz zu erleben. Man konnte nichts anderes tun, als diese verbrannten Flächen mit all ihrem Krieg und ihrer weißen Glut auf sich zukommen zu sehen. Und wenn die Fahrt nach Somalia einem Sprung in den Abgrund glich, so war Yusuf Bashir der Mann, der uns auffing. Klein, schlank, mit jugenhaftem Gesicht und Sonnenbrille und niemals ohne drei oder vier Telefone, bot Bashir einen Rundumservice für 300–1200

Dollar pro Tag, je nachdem, wie gut man ihn kannte und wie gut er über deine Finanzen Bescheid wusste. Sein Angebot umfasste drei Mahlzeiten täglich und ein Zimmer in seinem Hotel, dem Peace Hotel, mit Bett, Ventilator, Strom, Internetzugang, Gemeinschaftsdusche und Al-Jazeera im Fernsehen. Bashir verwöhnte seine Gäste gerne. Sein Dinner zum Abschluss einer Reise bestand oft aus einer Platte winziger Hummer. Am Geburtstag eines französischen Korrespondenten fertigte Bashir einmal einen kleinen Schokoladenkuchen an, der mit fünf wie kleine Raketen aus der Glasur herausragenden Kalaschnikow-Patronen verziert war.

Die Kontrolle über Mogadischu war in ständigem Fluss. Fast jede Woche wechselte die Herrschaft über Teile der Stadt zwischen Clans und islamistischen Milizen. Das Stadtzentrum, immer wieder erobert, aber niemals gehalten, war Niemandland. Unabhängige Bewaffnete streiften dort umher und suchten nach etwas, das sie stehlen konnten. Bashir hatte strenge Regeln für Fahrten aufgestellt. Man brauchte zwei Wagen: vorn einen Pickup mit Bewaffneten, dahinter einen geschlossenen Wagen, in dem man rundum von weiteren Bodyguards flankiert wurde. Man trug schusssichere Westen. Man fuhr sehr schnell. Man wechselte ständig die Fahrtrouten. Man konnte vage Arrangements für Interviews treffen, sogar mit dem Präsidenten, aber die waren niemals präzise. Man mied andere Wagen, vor allem solche mit fremden Bewaffneten. Den Aufenthalt außerhalb des Wagens beschränkte man auf ein Minimum und hielt niemals länger als 20 Minuten. Es ging darum, sich möglichst wenig sehen zu lassen, und falls das unvermeidlich war, den Eindruck zu erwecken, dass es nicht ratsam war, sich mit seinen Leuten anzulegen. Und Bashirs Leute vermittelten genau diesen Eindruck – die Art, wie sie ausschwärmten oder wie sie den Finger am Abzug hielten, oder die Tatsache, dass sie niemals lächelten – und in all den Jahren, die Bashir nun in diesem Geschäft tätig war, hatte keiner von ihnen das jemals getan.